

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Mittwoch, den 8. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Elisabeth schüttelte traurig den Kopf. „Ich verstehe es auch nicht, Heilwig. Aber ich sehe aus deiner Rede, daß meine Eltern sehr dafür sind. Und das ist schlimm für dich, denn nun werden sie nicht eher ruhen, als bis ihr Wunsch erfüllt ist. Wenigstens die Frau Mutter.“

Heilwig fuhr auf. Ihre Wangen brannten.

„Zwingen können sie mich nicht, Elisabeth. Eher gehe ich betteln in fernem Land, als daß ich meine Seele verkaufe.“

In Elisabeths Augen standen Tränen. Sie schmiegte sich fest an die andere.

„Ach, Heilwig, was ist das Leben so bitter und hart gegen uns. Aber still, ich muß dir auch etwas erzählen.“

Und dicht am Ohr der Freundin flüsterte sie unter süßem Erröten: „Sieh, ich werde meinen Liebsten heute abend sehen und sprechen. Natürlich heimlich. Es sind Vater und Mutter heute zu einem Gastmahl beim Bürgermeister Kerckhoff geladen. Da hab ich ihm Botschaft geschickt, daß er nach Dunkelwerden hinter unser Haus in das kleine Gärtlein kommen soll. O, ich werde ihn endlich, endlich wiedersehen — meine Arme wieder um seinen Hals legen dürfen!“

Heilwig sah ängstlich aus.

„So heimlich, Elisabeth? Und wenn dich nun einer entdeckt oder verrät?“

Elisabeth zuckte die Achseln.

„Es wird uns keiner sehen, Heilwig — dafür laß mich sorgen. Und heimlich? Der große Gott im Himmel weiß, daß ich nichts heimlich gegen meine Eltern tun möchte, Heilwig. Aber gegen seine Liebe kann kein Mensch. Und nun, da wir auseinandergerissen werden sollen, ist sie stärker und brennender denn je. Du kennst das noch nicht, Heilwig, weil du noch nimmer einen lieb-hattest. Aber es ist größer als alles andere.“

Und sie lehnte unter Tränen lächelnd ihr Haupt an Heilwigs Schulter.

Als der Abend kam, war Heilwig in großer Unruhe. Sie bangte um Elisabeth. Und ihr war von jeher nichts fremder und mehr zuwider gewesen als alle Heimlichkeit. Lieber offen und ehrlich kämpfen Auge in Auge, als heimlich hinter dem Rücken den Feind überlisten und trügen. Das ging gegen ihre offene Natur. Sie saß mit Beißt oben im Wohnzimmer bei der unruhig flackernden Leuchte. Der Dheim und die Muhme waren soeben beide in feierlich rauschenden Staatskleidern zu dem Gastmahl gegangen. Es hatte Frau Kathrine Heilwig seit dem Vorgang heute morgen keines Wortes und keines Blickes mehr gewürdigt. Als die schwere, eichene Haustür hinter den beiden ins Schloß gefallen war, hatte Elisabeth sich in ein dunkles Tuch gehüllt und war durch das Hinterpförtlein in den kleinen Garten geschlüpft.

Heilwig sah ängstlich von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, wo dunkle Regenwolken sich am Himmel ballten. Ein Wind kam durch die Gassen gesagt und wirbelte den Staub auf dem Marktplatz hoch auf. Sie lauschte auf jeden Schritt — jedes Knarren einer Tür

im Erdgeschoß. Denn sie sollte ja hier mit Zeit Wache halten, daß niemand die Liebenden überrasche. Im Hintergrund des Zimmers saß Veit. Er saß weit vornübergebeugt im Lehnstuhl seines Vaters, die magere Hände zwischen den Knien gefaltet. Furchen lagen auf seiner Stirn, und er sprach nur wenig. So war das Schnurren des Spinnrades an Heilwigs Fensterstich das einzige Geräusch in dem matterhellten Zimmer. Draußen pfiß der Herbstwind um die Hausecken, daß es klang wie eine wehe, fremde Weise.

Sie mochten wohl eine gute Stunde so gegessen haben, als eine Tür unten ging im Erdgeschoß und dann ein leiser, müder Schritt auf der Treppe klang. Sie hoben beide den Kopf zu gleicher Zeit und sahen nach der Tür.

Elisabeth trat ein. Das Haar vom Wind zerzaust, die Wangen blaß und die Augen verweint. Sie legte ihr Tuch beiseite und stellte sich an das eine der beiden Fenster, mit dem Rücken zum Gemach. Sie sahen, wie ihre Schultern zuckten vor verhaltenem Weinen.

Heilwig atmete tief.

„Es ist nur gut, daß du wieder da bist, Elisabeth. Ich war in Sorge um dich.“

Die andere antwortete nicht. Aber ihr leises Weinen schnitt den beiden ins Herz. Veit hieb mit der Hand durch die Luft, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn etwas bewegte.

„Wein' nicht so, Elisabeth, das kann ich nimmer hören. Du hast ihn ja nun sehen und sprechen dürfen. Daran laß dir genügen. Es gibt Tausende, denen es nicht besser geht wie dir. Ja, die sich mit noch weniger begnügen müssen.“

Ganz langsam wandte Elisabeth jetzt ihr Gesicht der anderen zu.

„O ihr! Was wißt denn ihr von Liebe! O, wie er so blaß und verhärtet war, der Arme! Es hat sich der Vater hinter den Bürgermeister gesteckt, und die machen ihm nun Schwierigkeiten an der Universität. Er will sich um eine andere Stelle bemühen, um fort von hier zu kommen. Dann sehe ich ihn nimmer.“

Sie hielt einen Augenblick inne im Sprechen. Dann sagte sie sehr leise: „Ich weiß nun, was ich tun will. So kann ich das Leben nicht länger tragen. Den Schleier will ich nehmen und in ein Kloster gehen.“

Heilwig stieß ihr Spinnrad zurück und sprang auf.

„Du weißt nimmer, was du redest, Elisabeth! Wie kann man sich lebendig begraben, wenn man noch einen lieb hat? O, du mußt deine Eltern bitten, immer wieder — immer wieder — einmal werden sie doch weich und dir nachgeben.“

Ein bitteres Lächeln flog um Elisabeths Mund.

„Du kennst meine Eltern noch nicht, Heilwig. Wo kein Geld ist, hat bei ihnen nichts Wert. Sieh, er ist der Jüngste seines Hauses, und wie es bei uns Sitte ist, wird sein Vermögen im Geschäft des Bruders verwertet. Der wird es ihm nie herauszahlen, und ob der andere darüber stirbt und verdirbt.“

Heilwig schüttelte erstaunt den Kopf.

„Aber dein Vater kann dir doch genug mitgeben, daß ihr nicht hungern braucht?“

„Wenn aber die Mutter keinen armen Eidam will, was soll er da machen?“

Zeit hatte die ganze Zeit kein Wort gesagt. Jetzt schüttelte er sich wie in großem Ekel und ging aus der Stube.

Elisabeth sah ihm traurig nach.

„Er möchte so gerne helfen und kann doch nicht.“

Heilwig legte den Arm um sie und strich ihr das dunkle, nasse Haar aus der Stirn.

„Ach, wenn ich dir doch helfen könnte, du Arme! Aber ich bin wohl die Letzte, auf deren Bitten der Oheim und die Muhme hören würden.“

Und sie nahm seufzend die Leuchte und ging mit der Base die knarrende Treppe nach oben in ihr kleines, gemeinsames Schlafgemach.

Es war am anderen Morgen. Sie hatten eben zusammen zu früher Stunde wie immer ihre Breisuppe verzehrt. Nun verstreuten sie sich an ihre Tagesarbeit, der eine hier, der andere dorthin. Als alle hinaus waren, begann Heilwig schnell den Tisch abzuräumen, wie es ihre Gewohnheit war. Sie wollte eben mit den letzten Tellern im Arm aus der Tür, als die Ratscherrin zurückkam, einen Bund Flach für ihr Spinnrad in der Hand.

Da sagte Heilwig sich ein Herz, als sie nun beide so allein zusammen im Zimmer waren, und sagte mit gesenktem Kopf: „Es ist mir leid, Frau Muhme, so ich gestern zu heftig war gegen Euch. Es war mir nur alles zu plötzlich gekommen. Wollet mir vergeben.“

Die Ratscherrin hantierte mit ihrem Flach am Spinnrad und antwortete nicht gleich. Im stillen frohlockte sie. Sollte Heilwig sich doch noch eines anderen besinnen und den ehrenwerten Fridolin Luhart nehmen? Als keine Antwort kam, trat Heilwig langsam, wie unschlüssig, an den Tisch zurück und stellte den Tellerstapel vor sich nieder.

„Und dann, Frau Muhme, ich muß Euch sagen, daß ich in Angst bin wegen Elisabeth. Daß sie etwa krank wird. Sie hat die Nacht so sonderbar geredet im Traum und dazwischen geweint zum Erbarmen.“

Die Ratscherrin hob jetzt den Kopf. Und nun kam auch sie langsam näher heran, an die andere Seite des Tisches. Ihre Augen hatten etwas Lauerndes bekommen und ihr Mund war noch schmaler und schärfer als sonst.

„Du liebst Elisabeth sehr, nicht wahr?“ fragte sie jäh und sah Heilwig dabei forschend an.

Heilwig nickte. Ein wenig erstaunt.

„Freilich, Frau Muhme, sehr. Und ihr Kummer schneidet mir tief ins Herz.“

„Und da möchtest du ihr gern helfen, wie?“

Heilwig zuckte traurig die Achseln.

„Helfen — ach — das liegt wohl nimmer in meiner Macht, Frau Muhme. Nur gern ein gutes Wörtchen für sie einlegen bei Euch.“

Da schob die Ratscherrin mit ihren beiden runden Händen die gestärkte Morgenhaube zurecht und räusperte sich.

„Es liegt in deiner Macht, ihr zu helfen, Heilwig. Ja, du allein bist imstande, es zu tun.“

Mit großen Augen sah Heilwig sie an.

Was meinte die Muhme? Sie könnte ihr helfen?

Und eindringlich fuhr die Ratscherrin fort: „Ja, Heilwig, du. Sieh mich nicht gar so erstaunt an. Du weißt um Elisabeths Liebesgeschichte und wie die Verhältnisse liegen. Sobald du Fridolin Luhart ehelichst, wird er in der Lage sein, seinen Bruder auszuzahlen.“

Sie hatte es kurz und rasch gesagt, wie um jede Einwendung zu unterdrücken. Aber immer noch sah Heilwig sie verständnislos an und schüttelte ein paarmal den Kopf hin und her.

„Ich begreife das nicht, Frau Muhme, wollet Ihr es mir nicht näher erklären? Ja, wenn ich eine reiche Erbin wäre. Aber so?“

Die Ratscherrin lachte auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Das elektrische Land.

Von Erich Köhler.

Die ungeheuren Anforderungen, die die Kriegsjahre an das von allen Hilfsmitteln abgeschnittene deutsche Volk gestellt haben, sind zweifellos die Ursache ungewöhnlicher Höchstleistungen auf diesen Gebieten gewesen. Unbeeinträchtigt durch das schmerzliche Endergebnis darf Deutschland auf die gigantischen Anstrengungen dieser Jahre mit nicht minderem Stolz zurückblicken, wie auf die schöpferischen Arbeiten, mit denen auf neuen Wegen Mittel gesucht wurden, die Anspannung dieser Jahre zu ermöglichen. Trotzdem lehrte jeder Schritt ins Ausland, daß die Einstellung aller körperlichen und geistigen Kräfte, zu der die Not uns zwang, weil sie nur einem Ziel zugewandt war und zugewandt sein konnte, zu einer unverkennbaren Einseitigkeit geführt und auf anderen Gebieten uns in einem Stillstand hat verharren lassen, der in jedem Fall einen Rückschritt bedeutet. An diese Tatsache wird man ganz besonders erinnert, wenn man, nach zehnjähriger Sperrung, endlich wieder einmal die Schweizer Grenze überschreitet und hier die Entwicklungen beobachtet, die sich im Verkehrsweisen vollzogen haben. Es ist ja begreiflich, daß gerade in der Schweiz diese Entwicklung besonders unterstützt und beschleunigt wird, weil dies Land wie kein anderes auf den Verkehr als Grundlage seiner staatlichen und wirtschaftlichen Existenz angewiesen ist. In gewissem Sinne kann man die Intensität, mit der alle Kräfte der Schweiz auf die Ausgestaltung des Verkehrswezens gerichtet sind, mit der harten Notwendigkeit vergleichen, die uns während der Kriegsjahre auf anderen Gebieten zu so gewaltigen Anstrengungen vorwärts trieb.

Jedoch, selbst wenn man die wirtschaftlichen Triebfedern für die Verkehrsentwicklung der Schweiz berücksichtigt, bleibt ein tiefes Gefühl der Bewunderung dafür lebendig, was hier mit früher Initiative und nie rastender Unternehmungslust geschaffen worden ist. Hier hat sich, obwohl auch die Schweiz von den Rötten des Krieges Manches zu spüren bekommen und obwohl sie erhebliche Kräfte auf die Ausübung eines ergreifenden Hilfswerts verwandt hat, wahrhaft ein Wunder vollzogen. Wohl hat auch hier der Weltkrieg vernichtend eingegriffen und erhebliche Hemmungen verursacht. Trotzdem aber ist es gelungen, in den letzten Jahren des Krieges und in den folgenden, in denen die Welt in den Zuständen der Nachkriegszeit ihre besten wirtschaftlichen Kräfte vergeudetete oder zerstörte, die ungeheuren natürlichen Möglichkeiten des Landes für seine Entwicklung einzusetzen und nutzbar zu gestalten. Kaum ein Jahrhundert, nachdem die Lokomotive die Welt zu revolutionisieren begonnen hat, ist ihre Herrschaft in der Schweiz bereits zu Ende, und an ihre Stelle ist die Elektrizität getreten. Noch besagnet man auf einzelnen Eisenbahnstrecken der Schweiz rauchenden und fauchenden Lokomotiven. Aber sie erscheinen fast schon als vorhistorische Ungeheuer, und fast ohne Einschränkung darf man die Schweiz heute das elektrische Land nennen.

Die Schweiz ist durch ihre natürliche Lage eins der wichtigsten Verkehrszentren Europas. Die Zentralalpen erheben sich als eine gewaltige Sperrmauer zwischen Nordeuropa und dem Süden, und ihre Durchquerung war stets eins der bedeutendsten Probleme des europäischen Verkehrswezens. Die Durchbrechung des Gotthard im Jahre 1882 eröffnete dem Verkehr neue Bahnen, brachte den Süden und Norden in unmittelbare, enge Fühlung. Die Bahn durch den Simplon, die 1906 in Betrieb genommen wurde, tat der Bedeutung der Gotthard-Bahn kaum Abbruch, und ihre Inanspruchnahme durch den Verkehr steigt von Jahr zu Jahr. Was die Techniker und Ingenieure vor fast einem halben Jahrhundert bei der Schaffung dieses Alpendurchbruchs geleistet haben, bleibt heute noch und für alle Zeiten bewundernswert. Wer einmal die Kirche von Wassen und das schier verwirrende Netz der Ketten um sie herum kennen gelernt hat und sich erinnert, daß dieses Wunderwerk vor mehr als vier Jahrzehnten geschaffen worden ist, gibt gern zu, daß auch die erstaunlichste Kühnheit der Ingenieure unserer Zeit nichts Großartigeres hervorgezaubert hat. Aber man kam nie zum vollen Genuß der landschaftlichen Schönheit, die sich mit der technischen Leistung im Gotthard-Gebiet und auf einem großen Teil der Zufahrtsstrassen von Norden her durch die Schweiz vereinigt, weil etwa ein Fünftel der Geleise allein durch Tunnels führt und weil die Rauchplage der Kohlenfeuerung die Insassen der Züge entweder nötigt, fortgesetzt die Augen geschlossen zu halten — Fenster runter — zu wiederholen oder bei geschlossenen Fenstern durch qualmende Dampfwellen hindurch schwärmerische Ausblicke auf See und Berg zu suchen. Die Reise durch die Schweiz war vor 10 Jahren eine tiefe, aber keineswegs ungemischte Freude. Der Genuß der herrlichen Welt, die sich in bunter Abwechslung um die Geleise breitet, wurde immer beeinträchtigt durch die Störungen, die Rauch und Ruß mit sich brachten.

Schon im Jahre 1913 entschloß man sich, diese wichtigste Transitlinie der Schweiz zu elektrifizieren. Aber der Weltkrieg, der auch in der Schweiz Tausende geschulter Arbeitskräfte unter die Waffen rief — man sieht heute noch an mancher Stelle mit Freude und Staunen, mit welcher Energie die Schweiz sich für eine Abwehr von Neutralitätsbrüchen gesichert hatte! — machte die Ausföhrung der Arbeit unmöglich, und erst im Jahre 1916 konnte langsam damit begonnen werden. Doch erst von 1919 an ging sie mit rascheren Schritten vorwärts, und Stück

für Stück wurde in den folgenden Jahren der elektrische Betrieb eröffnet, zunächst auf den landschaftlich besonders reizvollen Bergstrecken, bis im Sommer dieses Jahres die elektrische Lokomotive Basel erreichte. Nun steigt man, gezogen von imposanten, mächtigen Schnellzuglokomotiven, in weniger als 6 Stunden von Basel bis Chiasso, sieht in weniger als 6 Stunden das Abbild der Welt mit Stadt und See, Berge und Gletscher sich vor den staunenden Augen entrollen. Welcher Leistung diese elektrisch betriebene Bahn fähig ist, konnte ich einmal feststellen, als zur Einholung einer Verpätung die 40 Kilometer lange Strecke Basel-Olten in 31 Minuten durchrast wurde.

Für den internationalen Verkehr bedeutet der Zeitgewinn durch die Elektrifizierung sehr viel. Immerhin wird er zum Teil wettgemacht durch die Aufenthalt-, die Bah- und Zollkontrollen immer noch notwendig machen, und gegen die man in der Schweiz ganz besonders leidenschaftlich ankämpft. Für den schönheitsfrohen Besucher, der die ermüdeten Großstadtmühen in der freieren Luft dieses geeigneten Landes gesund haben, seine Augen im Grün der Matten und im Schnee der Firne ausruhen will, ist die Elektrifizierung nicht unter diesem Gesichtspunkt eine Freude. Ich hasse es, im Schnellzug durch die Schweiz zu jagen, wo vor dem hinstürmenden Zug die Eindrücke sich verflüchten, die Schönheit sich in Nebel auflöst und ein Erleben der Landschaft nicht mehr möglich ist. Trotzdem wird auch der Besucher der Schweiz, dessen Seele die Majestät der Berge und die Urweltigkeit der Gletscher sucht, durch die Elektrifizierung reich beglückt. Denn nun können wir die Fenster offen lassen, kein Kuss bedeckt Gesicht und Kleidung, kein Qualm stört den freien Blick in die Welt der Schönheit. Wenn man den Segen dieser Betriebsumwandlung recht erfassen will, muß man zwischen einmal von Domodossola durch die zwei Portunnels des Simplon auf italienischer Seite fahren, wo sich in dem engen Tal zwischen aufwuchtenden Berggipfeln die Bahn ihren Weg bricht. Hier füllt dumpfe Säwüle die Abteile, hier leat sich der Kohlenstaub drückend auf die Kehle, hier hüllt der schwarze Dampf das Tal völlig ein und verhindert den Ausblick. Aufatmend grüßt man dann wieder in Nello die elektrische Lokomotive, die den Zug wild vorwärtstürmend durch den Simplon ins Rhonetal hinabführt und weiter bis an die Gestade des ewig blauen Genfer Sees.

Allein die elektrifizierten Linien zwischen Basel und Zürich einerseits und Chiasso andererseits haben eine Länge von rund 400 Kilometer, von denen etwa 68 in Tunneln liegen. Ein paar Zahlen geben einen Begriff von der geleisteten Arbeit. Um die Elektrifizierung durchzuführen, mußten fast 1000 Kilometer Gesele mit Fahrleitungen ausgerüstet werden. Dazu waren etwa 11000 Eisenmasten und 60000 Isolatoren nötig. Die Freileitungen sind 200 Kilometer lang. Die Gesamtlänge aller Stränge dieser Leitungen beträgt rund 900 Kilometer. Sie sind mit Hilfe von fast 10000 Isolatoren an rund 1900 Eisenmasten befestigt. Die schwierigen Geländebedingungen im Gotthard-Gebiet selbst haben die Legung von Kabeln für die Übertragungsleitung in einer Gesamtlänge von 240 Kilometer notwendig gemacht. Auf der offenen Strecke liegen sie in Betonkanälen längs der Bahngelände, im Gotthard-Tunnel ruhen sie auf besonderen Kabelrollen. Die Elektrifizierung hat, wirtschaftlich betrachtet, für die Schweiz natürlich ihre besondere Bedeutung darin, daß sie den Betrieb mit Hilfe der natürlichen, unermesslichen Wasserkraften ermöglicht und die Schweiz von der Kohle unabhängig macht. Die Kohlenwerkstoffe allein auf der Gotthard-Linie geht in die Hunderttausende Tonnen. Zwei Kraftwerke, Ritom auf der Südseite und Amsteg auf der Nordseite des Gotthard, speisen dies Eisenbahnnetz, und ihre Kräfte sind so gewaltig, daß sie später auch noch für andere Strecken dienstbar gemacht werden können. Das Kraftwerk Amsteg zieht seine Leistung aus dem Wasser der Reus, das Kraftwerk Ritom aus dem Gefälle des Fohbachs. Im Sommer, wenn das Bett der Reus hoch aufschwimmt von den schäumenden Bogen, liefert Amsteg beinahe die gesamte Energie, im Winter, wenn die Wasserkraft der Reus in den Banden des Eises erstarrt oder wenigstens verringert wird, stellt das Ritom-Werk die Hauptleistung mit dem Wasser, das im Ritom-See in einer Masse von bis zu 2 Millionen Kubikmeter aufgespeichert wird. Beide Werke ermöglichen es, während des ganzen Jahres eine 24stündige Turbinenleistung von rund 30000 Pferdekraften zur Verfügung zu stellen.

Die kleine Schweiz, die im Kreis mächtiger und oft übermächtiger Nachbarn ihre Freiheit und Unabhängigkeit immer stolz und zielbewußt verteidigt hat, ist wahrhaft ein Land der Wunder. Wenn man nach einem Jahrzehnt wieder einmal ihre Städte betritt, den Grund ihrer Seen sieht, das stummende Grün ihrer Gletscher und die unbeflegbare Majestät ihrer Bergriesen vor Augen hat, glaubt man, nichts Größeres, nichts Erhabeneres erleben zu können, als diese verschwenderische Fülle der Natur, die ihren Segen unermesslich über das Land verbreitet hat. Aber wenn man dann, getragen von der Kraft des elektrischen Stroms von Stadt zu Stadt, von Tal zu Berg und wieder zu Tal fährt, von Basel nach Chiasso, von Chiasso nach Montreux, von Montreux über die Narzissenfelder von Les Avants und die üppigen Matten von Zweifimmen nach Bern, wenn man überall sieht, wie unermüdlich fortschreitend menschliche Energie und menschlicher Geist die Natur sich unterwirft und erobert, wird man schwanlend, was höher zu bewundern, tiefer zu bestaunen bleibt: die Natur oder die menschliche

Leistung. Die meisten Besucher der Schweiz werden hingeeben und freudig nur die Erfröhen aus dem Alltag hinnehmen, die die Natur um sie breitet. Der befehlige Kulturmenschen wird aus dem elektrischen Land nachträglich manche Anregung empfangen, die auf den Weg für den Fortschritt der Menschheit weist.

## Das lachende Gold.

Von Hans-Joachim Frhrn. v. Reichenstein.

Jeder Mensch hat seine empfindliche Stelle, an die man nicht rühren soll. Meine ist Goldfeld, Nevada. Wenn man mich auf Goldfeld, Nevada, bringt, dann beginne ich meist mit dem Stolzleuser: „Ja, das waren noch Zeiten!“ Um dann eine Flut von Episoden und gut pointierten Erlebnissen auslaufen zu lassen, das meinen Zuhörern die Augen funkeln. Wenn sie mich fragen, wie dies und jenes dort wäre, und die Sachlichen sich nach der Technik des Goldgrabens erkundigen, dann antworte ich wissenschaftlich und berichte eingehend über „Vorkommnisse“ und Schürferfahrungen, bis ich zu dem logischen Schluß gelange, daß, wenn man nicht trinkt, nicht spielt und die Gesellschaft gewisser Damen vor eminent aussehendem Wesen meidet, man dort oben in kurzer Zeit zwangsläufig ein beliebiger reicher Mann werden muß.

Regelmäßig fragt dann jemand, warum ich selbst nicht reich geworden sei, trotzdem ich doch nicht — — Und regelmäßig erzähle ich, der Wahrheit gemäß, warum ich nicht — —, trotzdem ich nicht — —. Und zwar ging das folgendermaßen zu:

Goldfeld, Nevada, war damals noch nicht die große, reiche Stadt mit Bahnhöfen, öffentlicher Ordnung und allem sonstigen Überflus. Vor zwanzig Jahren war Goldfeld ein armseliges Goldgräberlager von Zelten und Bretterbuden, das 300 Meilen ablag von aller Welt, hoch oben auf einem Wüstenplateau zu Füßen der himmelwärts starrenden Zadenkrone der Sierra Nevada. Ein gottverlassenes Nest war es, das Not litt an Wasser und Nahrung für Mensch und Tier und das nur Überflus hatte an Whisky und Gold. Gold aber gab es in solchen Mengen, daß die winzige Bankfiliale laufend einen größeren Bestand davon befaß als manche Staatsbank.

Harry Clew, einer der Clerks dieser Filiale, war mein Freund. Harry Clew war fabelhaft tüchtig und umsichtig und dabei nüchtern wie eine Ratte.

Ich pflegte abends in seiner Office zu sitzen. Wir legten dann die Beine aufs Pult, rauchten unsere Pfeifen und dösten auf die Goldsacke und -barren, während wir unsere Bißes darüber rissen oder uns ausmalten, wie man draußen in der Welt wohl dies tote Zeug quackschwebend machen könnte. — Es war eine sehr geistreiche Beschäftigung.

Eines Abends fand ich die Bankleute in sehr nervöser Verfassung. Sie hockten umher und lauten an den Lippen. Ich alosierte sie eine Weile. Sie ließen mich unter verlegtem Grinsen gewähren. Endlich verrietten sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß eine große Sache im Gange sei: Draußen in der Wüste, wohl noch 500 Meilen jenseits von Reno, liegt „the hole in the wall“, eine lagenhafte kleine Oase in einem Talkessel, der von schroffen Felsenpalladen eingeschlossen ist. Nur ein einziger, schmaler Zugang führt in dieses Paradies. Flüchtige Verbrecher haben es vor langen Zeiten entdeckt und den Stour-Indianern abgetrieben. Flüchtige Verbrecher sammelten sich dort noch heute. Und dieses uneinnehmbare Räuberneist bildet einen förmlichen Staat im Staate. Eisene Gesebe, wie kein Volt und kein Land sie sonst kennt, herrichten dort. Und der damalige König war der gefürchtete „Bloody Jax“.

Durch Zufall nun hatte man davon Kenntnis erhalten, daß „Bloody Jax“, dieser Teufel, leibhaftig und persönlich sich aufgemacht habe und mit den Erlesensten seiner Schar im Anmarsch sei, um unsere bescheidene Bankfiliale mit den Säden und Barren, die da vor uns am Boden lagen, auszunehmen. Wahrscheinlich für Goldfeld und die Bank eine große Ehre, aber ein zweifelhaftes Vergnügen.

Ich hielt das Ganze für Goldgräberflatsch und Wüstenphantasie. Aber Harry Clew erzählte mir ausführlich, wie der Anschlag herausgelommen war: Sein Wagen hatte gegen die ewigen Bohnen mit ranzigem Sped revoltiert, so daß er gestern abend ganz spät noch und entgegen seiner sonstigen Gewohnheit nach dem Saloon gehen wollte, um einen Whisky zu trinken. Unterwegs hatten leise Stimmen ihn aufmerken lassen. Minendiebstahle waren zwar noch nicht vorgekommen, aber man konnte nie wissen. Und Harry Clew war sehr wachsam.

Als er sich näherlich, entdeckte er hinter einem Felsblock im matten Sternenschein zwei Männer, von denen der eine ein Pferd am Bügel hielt. Der andere war ein harmloses aussehender Mensch, der vor einigen Wochen im Lager angekommen war. Der Harmlose teilte seine Beobachtungen dem Fremden mit. Aber Goldfeld, über die Arbeitsgewohnheiten der Miners und ganz besonders über die Bank. Der Fremde dagegen gab dem Harmlosen die Instruktionen und Befehle von „Bloody Jax“: „Bloody Jax beabsichtigte nach seinem altbewährten Plan zu arbeiten. Übermorgens vor-mittag um 10 Uhr sollte auf einer Bügel am Ende des Lagers eine weithin sichtbare Hütte in Flammen aufgehen. Neugierig und hilfsbereit, wie die Miners sind, würden sie alsbald dort zusammenströmen. Daraufhin würde „Bloody Jax“ vom anderen Ende her in Karriere mit seiner Bande ins menschenleere Camp fegen und in die Bank eindringen. „Hands up“ und unter dem Schutze der Revolver alles Gold

aufladen. Nichts zurücklassen als die äußerst sachverständig geknebelten Bankleute. In spätestens fünf Minuten müßten sie hinter der nächsten Wäsendüne wieder verschwunden sein. Nachdem alles festgelegt war, trennten sich die beiden Spießgesellen. Den Fremden verblüffte die Dunkelheit. Und der Harmlose schlich sich zwischen den Zelten und Buden davon. Und nun lagen die Clerks und ihr Bos und überlegten mit sorgenvollen Mienen, was zu tun sei. Der Plan, auf den man sich einigte, war einfach: Der Spion, dieser Schurke mit dem harmlosen Gesicht, durfte keinen Verdacht schöpfen. Deshalb konnte keine Verlammlung einberufen werden. Heimlich, von Mund zu Mund, mußten die Miners eingeschoren werden, mußten die Instruktionen ausgegeben und die Rollen zum feistlichen Empfang Bloody Jads verteilt werden.

Nur eine Frage blieb noch offen: es war doch immerhin möglich, daß Bloody Jad siegte. — Sollte man das schöne Gold, dieses unermessliche Vermögen, an dem ich mit dem ganzen Camp teil hatte, einer solchen Gefahr aussetzen? — Lieber nicht. — Aber wer sollte es beiseite schaffen? Wer würde wohl eine so kitzlige und gefährliche Aufgabe übernehmen? — Da gab es nur einen, der dem gewachsen war und der Verfrauen genug besaß. Aller Augen richteten sich auf Harry Clew.

Harry Clew grinsten einen Augenblick geschmeichelt. Dann willigte er ein, ohne Ziererei. Harry Clew war ein Teufelskerl. — Aber allein könne er es nicht machen, meinte er. Er brauche einen Begeleiter, einen zuverlässigen Kerl, der Schneid hätte. — Er blickte sich prüfend um. Niemand drängte sich. Sein Blick blieb auf mir haften: „Na, Johnny, wie wär's!“

Abenteuerlust und Eitelkeit trieben mich an. Aber übermorgen vormittag. — Ich wollte doch gern dabei sein! Harry Clew wußte Rat: Ich brauchte ihn nur bis zur Bahnhstation zu begleiten. Von dort könnte er das Gold ohne große Gefahr allein zur Bankzentrale nach San Francisco bringen. Freilich, die nächste Station in Tonopah wäre zu auffällig. Bis Hawthorne müßten wir schon fahren. Aber wenn ich mich beeilte, könnte ich übermorgen früh mit Sonnenaufgang zurück sein. — Ich nahm an.

Als es dunkel genug war, fuhr an der Rückseite der Bankbarade ein Wagen vor. Sad für Sad und Barren für Barren wurde aufgeladen. Und als das letzte Stück Gold hinausgetragen war, hingen wir unsere Büchsen um und schüttelten den Zurückbleibenden die Hände. Harry Clew stieg auf den Bod und ich auf meinen Gaul, und dann ging es in die Nacht hinein.

Es war eine herrliche, aufregende Fahrt. Durch die weglöse Wüste, ohne Karte, nur ein vages Gefühl von der Richtung, in der Hawthorne liegen mußte. Den taftenden Blick auf den schwarzen Horizont und die Sternbilder gerichtet. Dazu das aufreizende Bellen und Heulen der Coyotes, das Gähnen eines Buma und das unaufhörliche Huschen der Erdbichhörchen. Unzere Sinne waren wirklich voll beschäftigt.

Bei Tagesanbruch ritt ich vor. Von Hügel zu Hügel. Von Klippe zu Klippe. Nach Bloody Jads und seinen Kumpanen spähend, daß mir die Augen tränten.

Aber wir haben es geschafft. Und als Hawthorne gegen Mittag vor uns lag, da lachten wir und staunten über uns selber. — Ich half noch rasch beim Betrachteten des Goldes. Dann trennte ich mich von Harry Clew. — Er war mir aufrichtig dankbar.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, sah ich in der Ferne die Zelte von Goldfield im Tal schimmern. — Der Vorknecht atmete erleichtert auf, als ich zwei Stunden später in die Bank kam. Alles vorbereitet! Klüfferte er mir zu. Und die Clerks ließen mich grinsend die Revolver sehen, die schubbereit unter Briefen und Büchern auf den Balken lagen.

Im Lager war äußerlich alles unverändert. Einzig, daß die Pferde nicht frei umherliefen, sondern neben den Zelten angepöckelt waren. Die Sättel lagen unauffällig daneben. Aber die Augen der Goldgräber glühten, strahlten und funkelten wie beim Jüngling am Hochzeitmorgen. Alle Herzen brannten der großen Stunde entgegen.

Und dann schlug es Jehn. — Es schlug Elf. Es wurde Mittag. Es wurde Abend. Aber Bloody Jads kam nicht. — Morgen vielleicht! — Aber aus morgen wurde gestern und ebegestern. Bloody Jads kam nicht. Und Harry Clew kam auch nicht. — Harry Clew und der Goldschak sind niemals wiedergekommen.

Die Stimmung in Goldfield war auf Siedehitze. Die Miners waren auf Kummel eingestellt. Blut mußte fließen und würde fließen. Der überfall war ein Bluff von Harry Clew, und Harry Clew war außer Reichweite. Man fing an, einen Lidenbüler als „Kummelpott“ zu suchen. Als einer der wilden Kerle listig winkend mich fragte: „Hallo, Johnny, wie viel hast du an Harry Clew verdient!“ wachte ich auf. Im leuchtendsten Augenblick gelang es mir, zu entkommen und meinen Hals zu retten. Die Deputation, die mich holen sollte, war schon unterwegs. Nie hätte mir jemand geglaubt, daß es sich um einen Hammel gehen könnte wie mich. Aber ich liebe Goldfield noch immer, trotzdem es auf Erden keinen Ort gibt, von wo mir so viele und so heiße Flüche nachgeschandt worden sind. Und noch heute hält man mich dort für den gescheiterten Gauner, der je vorgelommen ist. Für geriebener und gelottener fast als meinen Freund Harry Clew.

Ja, und das ist der Grund, warum ich nicht — trotzdem ich nicht — jawohl.

## Gesellschaft u. Mode

**Der weiße Schmutz.** Die große Mode sind heute, wie übereinstimmend aus den Zentren der Mode berichtet wird, weiße Steine. Was macht man nur, so fragt eine Mitarbeiterin der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, mit allen Smaragden, Rubinen und Saphiren, wenn es der Mode wieder einmal gefällt, nur noch Brillanten und Perlen für würdig zu halten, schöne Frauen zu schmücken? Aber die launische Göttin kümmert sich nicht um solche Sorgen, und so hängen die Frauen sich zur Perlenkette noch eine langgestochene Perlenkette um, an der sie einen vieredigen Perlenanhänger befestigen, der in der Mitte einen Solitär trägt, und sie nehmen dazu Perlenketten in die Ohren, an denen unten ebenfalls ein großer Solitär hängt. Sie förmlich auch sieben Perlenarmbänder nehmen, aber die dürfen ja nicht aus kleinen Perlen bestehen und müssen an Schönheit mit der Perlenkette, die man sich um den Hals windet, wetteifern. Sehr hübsch sind auch Armbänder, die aus vier kleineren Perlen bestehen und dazwischen immer eine Riesenperle tragen. Als Allermodernstes aber wird das lange Platinfettchen im Ohr bezeichnet, daran wieder eine Riesenperle befestigt ist; um den Hals gehören dazu drei lange Schnüre und eine noch längere, deren Perlengröße keine Grenze gesteckt ist, dazu noch ein Riesenohrgehör, und die Dame ist ebenso modern wie prächtig geschmückt. Die Schmudmode kann sich in der Tat gar nicht genug tun mit dem Material herzustellen. Nicht jede Frau verfügt nun aber über das Vermögen, das zu solchem Schmud gehört, und so hat man sehr schönen, aber gar nicht billigen Imitationschmud hergestellt. Riesenperlen in wundervollen Nachahmungen zu Perlenbalsbändern verwendet und auch zu Armbändern, daneben silberne Kugeln, die wie Perlen wirken. Wenn man früher bei den Imitationen darauf gehalten hat, sehr kleine Perlen zu verwenden, um möglichst echte Perlen vorzutäuschen, so können die Perlen gar nicht so groß sein, wie die Mode sie heute vorschreibt. Zu Ringen ist der Solitär unbedingt eleganter, und er darf niemals in Imitation gearbeitet sein; was bei der Perle erlaubt ist, ist beim Diamanten verboten. Sehr reizvoll leben die Brillantarmbänder aus, die aus fingerbreiten Ketten bestehen und die man sich drei- bis viermal um den Arm legt. Am wundervollsten ist der Perlen- und Brillantenschmud, der in seiner Weichheit und Schönheit für jedes Frauenherz unwiderstehlich wirkt.

**Mode-Kultur.** Die soeben erschienene Monatszeitschrift „Mode-Kultur“ stellt sich die Aufgabe, der Fachwelt zur Kultivierung des Geschmades die Wege zu zeigen. Die Mode fällt von einem Extrem ins andere, die „Mode-Kultur“ will die Befreiung bringen, wie die programmatischen Auserungen im ersten Heft verkünden. Hauptverlag: Modetunkt in Düsseldorf 23.

**„Neue Frauenkleidung und Frauentkultur“.** Zeitschrift für persönliche, künstlerische Kleidung, Körperkultur und Kunsthandwerk. Mit Schnittmuster- und Handarbeitsbogen. Herausgegeben von der Werkstätte für Deutsche Frauentkultur Karlsruhe, 20. Jahrgang 1924, Herbst-Heft 5 (Oktober). Verlag G. Braun, G. m. b. H. in Karlsruhe.

## Hygiene u. Heilkunde

**Wo der Arzt zahlen soll.** Unsere Ärzte wären höchst überrascht, wenn man von ihnen für die Behandlung noch eine Bezahlung fordern würde; sie erwarten vielmehr als selbstverständlich, daß sie für ihre Müheleistung bezahlt werden. Bei den primitiven Völkern aber ist, wie in der „Anschau“ ausgeführt wird, die Anschauung ganz verbreitet, daß der Kranke eigentlich noch etwas dafür bekommen muß, daß er sich behandeln läßt. „Was für ein geiziger Mann bist du! Warum gibst du mir nicht ein Geschenk, als du von mir gingst?“ fragte ein Kongo-Häuptling ganz entrüet den Rev. Bentley, der ihn geheilt hatte und nun kam, um nach ihm zu sehen. So verlangt z. B. der Wilde, wenn er von einem großen ehesthaften Geschwür befreit ist, ein Geschenk von seinem Wohlthäter und kann es gar nicht begreifen, daß der Weise dies unlogisch findet. Um diese merkwürdige Anschauung zu verdrängen, muß man sich gegenwärtig, daß der Eingeborene in der ärztlichen Behandlung keine Arbeit des Euroäers zu erblicken vermag. Die medizinischen Vorschriften, die Verbände usw. erscheinen ihm als ebensolcher Hofuspokus, wie ihn der Mediziner macht, und da dieser sich keine große Mühe gibt, so nimmt er dies natürlich auch bei dem Weihen an. Außerdem hält sich der Kranke stets für das Verursachungsobjekt des Zauberers, der durch die Heilung keine Macht beweisen will. Wenn er sich zu einem solchen Verluße bergibt, so will er dafür etwas haben. Läßt er sich nun gar von einem Weihen, einem Manne mit anderen Göttern, behandeln, so wird er dadurch von seinen Göttern und seinem Stamm gleichsam abgeschnitten. Er gibt sich in die Gewalt des weißen Mannes und meint, daß dieser auch nun für sein Geschick verantwortlich ist und ihm auf jede Weise helfen muß. Das Interesse, das der Arzt an der Krankheit nimmt, dünkt dem Wilden ein genügender Lohn für das, was er tut; ja, da der andere so eifrig bei der Arbeit ist, so glaubt er ihm einen Gefallen zu tun, wenn er sich in seine Hände gibt.